



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

verkennbare Vorzüge, aber dem stehen ebenso gewiß ebenso gewichtige Nachteile gegenüber, schon vom rein künstlerischen Standpunkte aus, ganz abgesehen von den klimatischen und von der Beschaffenheit der Örtlichkeiten sich ergebenden Schwierigkeiten, die in der überwiegenden Zahl der Fälle dem Wunsche ein unüberwindliches Nein entgegensetzen würden. Außerdem hieße die Einführung der freien Tagesbühne dem erstrebenswerten Unternehmen einer Volksfestbühne den Kreis der zur Aufführung geeigneten Werke unnötig beschränken und überhaupt die an sich schon beträchtliche Zahl der Hindernisse unnötigerweise vermehren. Endlich halten wir es für verfehlt, das vorwärtsrollende Rad der Entwicklung unsrer Bühnenkunst und Bühnendichtung rückwärts bewegen zu wollen und von der Wiedereinführung der mittelalterlichen Mystereibühne das Heil zu erwarten. Jede Vereinfachung des überfeinerten und ausgeklügelten Bühnenapparates, der bisher fast nur dazu gedient hat, die Illusionsfähigkeit wie überhaupt die feinere Empfänglichkeit des Publikums abzustumpfen, empfiehlt sich von selbst, aber allzu reaktionäre Bestrebungen werden der Sache schwerlich dienen.

Mag aber nun das Münchener Unternehmen in der einen oder der andern Weise zur Ausführung gelangen, jedenfalls verdient es die Beachtung aller Kreise, denen die Hebung unsers Volkslebens am Herzen liegt. Bisher ist freilich über das Schicksal des Antrages der Münchner nichts bekannt geworden. Der Gedanke aber selbst ist so lebenskräftig und so beachtenswert, daß wir nur dem Wunsche Ausdruck geben können, er möchte sich auch in andern Städten Bahn brechen und hier oder dort eine freundliche Aufnahme finden.

Dresden

Leonhard Lier



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die Weltgeschichte von hinten. Wie der Gebirgswanderer, der nicht ausschließlich dem Naturgenusse nachgeht, gern dem Laufe eines Flusses von seinem Ursprung an folgt, um sein allmähliches Wachsen durch Zuflüsse, sein Überwinden oder Umgehen von Hindernissen, seine Beziehungen zum Erdreich, zur Flora u. s. w. zu beobachten, so führt, wer die Geschichte eines Volkes erzählt, gewöhnlich den Hörer von dem ersten Auftreten des Volkes auf der Weltbühne, von dunkeln Anfängen bis zur Gegenwart. Oder er beabsichtigt wenigstens dies Ziel zu erreichen. Aber leicht können die Thaten und Schicksale in vergangenen Tagen mehr Zeit in Anspruch nehmen, als ihnen eigentlich zugemessen sein sollte, und dann kommt die Gegenwart zu kurz. Das ist unzweifelhaft ein Übelstand, und um ihm abzuhelfen,

hat der Kaiser bekanntlich angeregt, beim Geschichtsunterricht den umgekehrten Weg einzuschlagen, wie in der Geographie von der Heimatskunde, so dort von der Geschichte der neuesten Zeit auszugehen. Wie diese Methode auf ein neues Gebiet zu übertragen sei, das will reiflich überlegt sein. Zu unsrer Überraschung haben sich drei Lehrer am königlichen Kadettenkorps sofort ans Werk gemacht und mit bemerkenswerter Geschwindigkeit die beiden ersten Abteilungen eines Lehr- und Lesebuches der Geschichte von der Gegenwart bis auf Kaiser Karl den Großen (Lehrstoff für Sexta: Der Hohenzollern Thaten und Leben in den letzten fünfshundert Jahren, Lehrstoff für Quinta: Lebensbilder aus der deutschen Geschichte von 1415 bis auf die Karolinger) zustande gebracht, das bei Mittler und Sohn in Berlin erschienen ist. Die Darstellung beginnt mit der Thronbesteigung Kaiser Wilhelms II. Einer übersichtlichen Erzählung seines Wirkens als Regent folgt seine Biographie bis zum Jahre 1888, dann eine Schilderung seiner Persönlichkeit und seiner Lebensweise. In der gleichen Anordnung wird das Leben Kaiser Friedrichs behandelt; da erfährt man auch, daß er „in blutigen Kämpfen seines Vaters Krieger von Sieg zu Sieg geführt,“ auf dem Schlachtfelde von Königgrätz den Orden pour le mérite und vor Paris die Feldmarschallwürde erhalten hat; da jedoch diese Kämpfe und Siege nicht zur Zeit seiner Regierung stattgefunden haben, so wird von ihnen erst im nächsten Abschnitt gehandelt. Diesem sind unter der Überschrift: „Wilhelm I., 1861 (1871) bis 1888“ folgende Daten vorausgeschickt: „Deutscher Kaiser seit dem 18. Januar 1871. König von Preußen seit dem 2. Januar 1861. Feierliche Krönung zu Königsberg am 18. Oktober 1861 (Kronenorden). Prinzregent seit 1858.“ Zunächst wird von dem „schwachen deutschen Bunde“ berichtet, dessen einzelne Staaten, „an deren Spitze Österreich stand, eifersüchtig einander zu schaden suchten.“ Was soll sich wohl der Sextaner dabei denken? Die „zeitgemäße Verstärkung und Verbesserung des preussischen Heeres wurde trotz alles Widerstandes vonseiten der Volksvertretung durchgeführt“; warum das Heer verstärkt werden mußte, inwiefern es verbesserungsbedürftig war, was es mit der Volksvertretung und deren Widerstände zu besagen hatte, darüber wird nichts gesagt und konnte allerdings schwer etwas gesagt werden, ohne zurück- oder hier vorzugreifen; dagegen erfahren wir, daß „am 18. Januar 1861 die den neu errichteten Truppenteilen verliehenen Fahnen zu Berlin am Denkmal Friedrichs des Großen geweiht“ wurden. Friedrich der Große? Ja so, von dem wird später die Rede sein! Unmittelbar an die Notiz über die Fahnenweihe schließt sich nachstehender Satz: „Hierbei und auch später erwarben sich drei Männer als thatkräftige Helfer in Sturm und Drang unsterbliches Verdienst“; der dritte dieser Männer ist „der soeben (!) sanft entschlafene Feldmarschall Graf Helmuth von Moltke.“ Die Erzählung des deutsch-dänischen Krieges beginnt folgendermaßen: „Bei der Ohnmacht des deutschen Bundes traten die beiden ihm angehörenden Großmächte Preußen und Österreich als selbständige Vorkämpfer für Deutschlands Ehre ein.“ Nach dem Wiener Frieden wurde die Frage, was mit den eroberten Ländern geschehen solle, „immer brennender; sie hing aufs innigste zusammen mit der andern: Wird Preußen endlich die seiner Macht gebührende Stellung im deutschen Bunde erhalten? Und sie wurde Anlaß zum Kampfe zwischen Preußen und Österreich, die soeben noch ritterlich neben einander gekochten hatten. Aber (!) unerträglich war die Art, wie man Preußens gesunde Kraft im deutschen Bunde niederhalten wollte“ u. s. w. Herwarth von Bittenfeld wird als Veteran aus den Befreiungskriegen bezeichnet, von denen der Schüler natürlich noch nichts weiß. Der Waffenstillstand wird erzwungen, „ehe noch Napoleon sich viel in die

Verhandlungen einmischen konnte.“ Glücklicherweise wird der Sextaner schon so viel von der vaterländischen Geschichte im Elternhause gehört haben, daß er diesen Napoleon nicht mit seinem Oheim verwechseln kann. Seite 14 ist zu lesen: „Paris war für ihn [Kaiser Wilhelm I.] nicht zum erstenmal das Ziel einer Kriegesfahrt.“ Wie? Nur Geduld, das wird nach seinem Tode auf Seite 20 berichtet werden! Elsaß-Lothringen mußte zurückrerlangt werden. Daß „Zurück“ dürfte den wißbegierigen Zehnjährigen zu einer Frage veranlassen, auf die er vorläufig keine Antwort erhält. „Einmütig erhoben Deutschlands Fürsten, freie Städte und Völker ihren Heldenführer auf Barbaroffas Thron.“ Wer nur der Barbaroffa sein mag? „Noch nicht zehn Jahre alt flüchtete Prinz Wilhelm mit der königlichen Familie vor Napoleon nach Königsberg, ja nach Memel. Unauslöschlich blieb für ihn der Eindruck dieses Krieges.“ „Dieser“ Krieg kommt fünf Seiten später an die Reihe. „Während der Unruhen im Jahre 1848“ — welcher Unruhen?

Diese Proben genügen wohl zur Charakteristik. Erwähnt werden mag nur noch, daß der Lehrstoff für Quinta folgendermaßen angeordnet ist: 1. Rudolf von Habsburg bis Sigismund, 2. Konrad III. bis Konradin, 3. Konrad II. bis Heinrich IV., 4. Heinrich I., Otto der Große, 5. Bonifatius, Karl der Große, 6. Mönchswesen, Rittertum, Städtewesen. Die Erzählung bewegt sich also vom dreizehnten bis ins fünfzehnte, vom zwölften bis gegen Ende des dreizehnten, vom elften bis ins zwölfte, im zehnten, im achten Jahrhundert. Sie giebt hier die strenge Umkehr der Zeitfolge für ganze Gruppen auf, ohne doch das System zu verlassen, demzufolge in den meisten Fällen die Wirkung vor der Ursache, das B vor dem A erscheinen muß.

Wie es besser zu machen sei, darauf müssen wir freilich die Antwort schuldig bleiben. Nur das steht fest, daß sich die Aufgabe nicht so einfach lösen läßt, wie sichs die Verfasser vorgestellt haben. Sonst bedürfte man dafür überhaupt keiner Männer der Wissenschaft, der Buchbinder wäre nur zu beauftragen, einen vorhandenen Leitfaden der Geschichte nach den verschiedenen Regierungsperioden auseinanderzunehmen und in umgekehrter Ordnung zu heften.

Ein Vorurteil. Bei Karl Winter in Heidelberg erscheint jetzt lieferungsweise eine Geschichte des deutschen Volkes vom Gymnasialdirektor G. Dittmar. Nach den uns vorliegenden fünf Lieferungen zu urteilen wird das auf fünfzehn Lieferungen berechnete Werk ein sehr brauchbares und empfehlenswertes Volksbuch werden. Die neuesten Forschungen auf dem Gebiete des deutschen Wirtschaftslebens sind darin benutzt, die wissenschaftlichen, Kunst- und sonstigen Kulturzustände finden gebührende Berücksichtigung, die Darstellung ist lebendig, anschaulich und von warmem Patriotismus beseelt. Freilich stimmen wir nicht mit allen Auffassungen und Urteilen des Verfassers überein, allein diese Meinungsverschiedenheiten sind nicht wichtig genug, die Leser damit zu behelligen. Wenn wir einen einzelnen Fehler, der unsers Erachtens den Wert des sonst trefflichen Werkes beeinträchtigt, hervorheben, so geschieht es, weil er auch anderwärts häufig vorkommt. Wir meinen, daß in populären Geschichtswerken immer noch gewisse Vorurteile gegen das Mittelalter spuken, die von unsern großen Geschichtschreibern längst überwunden worden sind. Nicht etwa daraus machen wir Dittmar einen Vorwurf, daß er die Schlechtigkeit der Päpste und der päpstlichen Politik als Folie für die hehren Gestalten der deutschen Kaiser verwendet. Die schwarze Farbe dieses Hintergrundes ist echt, sie ist von den Päpsten geliefert worden, und da sie einmal vorhanden ist, warum sollte sie nicht zu dem angegebenen Zwecke benutzt werden? Sondern darin liegt

der Fehler, daß er noch der Ansicht zu huldigen scheint, die Päpste hätten das Leben der abendländischen Christenheit bis ins Kleinste hinein beherrscht, und dadurch sei der Kulturfortschritt gehemmt, wo nicht zurückgeschraubt worden. Dittmar kennt so gut wie ein anderer die vielerlei Kräfte, die damals außer den Päpsten wirksam waren, aber hie und da bricht das alte Vorurteil durch die bessere Erkenntnis hindurch und erzeugt falsche Gruppierungen und schiefe Beleuchtungen; solche Stellen leiten dann den Leser aus dem Volke irre, sie versperren ihm das Verständnis der geschichtlichen Entwicklung. Wir wollen das an ein paar Stellen zeigen.

Im Rückblick auf die Hohenstaufenzeit sagt Dittmar: „Vor dem Lichte, das aus den Stätten der Wissenschaft im Orient nach dem Abendlande herüberleuchtete, wich allmählich das Dunkel, welches noch auf der deutschen Wissenschaft lag.“ Das klingt so, als wenn die deutsche Wissenschaft vor Eintritt des Mittelalters schon vorhanden gewesen und dann von einer Wolke verdunkelt worden wäre, die durch die Mohammedaner hätte zerstreut werden müssen. In Wirklichkeit waren aber die Deutschen vor Karl dem Großen sämtlich Analphabeten, und ihre Geistlichen, Adlichen und Stadtbürger befanden sich 400 Jahre später etwa auf dem heutigen Quartanerstandpunkte; in wissenschaftlicher Beziehung nämlich, denn was Charakter, Verstand, Lebensweisheit und praktische Tüchtigkeit anlangt, so nahmen sie es mit jedem tüchtigen Manne unsrer heutigen Zeit auf. Übertragen wir Dittmars Satz ins Vorurteilslose, so wird er etwa lauten: „In ihrem Streben nach wissenschaftlicher Erkenntnis wurden die westeuropäischen Christen jener Zeit durch die Zufuhr von Hilfsmitteln aus dem Orient und dem mohammedanischen Spanien nicht wenig gefördert.“ Von Albertus Magnus wird dann gesagt: „Die Ergänzungen, Erläuterungen, Berichtigungen, welche er [zur Physik des Aristoteles] nach seinen eignen Forschungen hinzusetzt, bekunden eine Freiheit des Geistes, welche in einer Zeit, wo die Geister meist noch fest in den Fesseln des Aberglaubens und Vorurteils gefangen lagen, wahrhaft staunenswert ist.“ Übersetzen wir auch diesen Satz, so lautet er: „Es war sehr viel, daß sich Albertus in einer an Vorarbeiten und Hilfsmitteln so armen Zeit und Umgebung zu einer ziemlich richtigen Ansicht von den Ursachen der Naturerscheinungen emporarbeitete.“

Die ebenso mythische als mystische Vorstellung von einem die Christenheit einhüllenden Dunkel findet ihre Ergänzung in der Überschätzung der arabischen Kultur. Die ausführliche Darstellung der Geschichte der mohammedanischen Staaten in Dittmars Buche ist ja eine dankenswerte Zugabe, aber daß ohne sie „die Überwindung der kirchlichen Kultur des Mittelalters nicht verstanden werden“ könne, halten wir für eine große Übertreibung. Obwohl Rezensent bisher in arabischen Dingen nicht sonderlich unterrichtet war, ist ihm doch im Übergange der mittelalterlichen in die moderne Kultur nichts unklar geblieben. Die Stadtbürgerchaften hegten vom zwölften Jahrhundert ab soviel weltliche, von der Geistlichkeit unabhängige Bildungselemente, daß zur Begründung einer ganz weltlichen Kultur mohammedanischer Einfluß wirklich nicht notwendig war. Ein wenig rascher ist es ja ohne Zweifel dank jenem Einflusse gegangen. Daß die Orientalen als unmittelbare Erben einer Jahrtausende alten Kultur — ein Umstand, den ja auch Dittmar hervorhebt —, in Polizei- und Steuerfachen sehr viel weiter waren als die Deutschen, ist um so weniger zu verwundern, als sie sich der despotischen Regierungsform erfreuten, wenn man das als einen Grund zur Freude gelten lassen will. Es ist auch möglich, daß der Cid nicht der Idealt Held gewesen ist, den wir als Knaben mit Entzücken aus Herders Gedicht kennen gelernt haben, sondern „eine

Art Landsknechtsführer, der meineidig, treulos, grausam beiden Parteien [den muslimischen Fürsten wie dem König Alfons] empfindlichen Schaden zugefügt hat, ohne je etwas andres zu erstreben als ein eignes Fürstentum für sich, gleichgiltig, auf welche Weise es gewonnen wurde.“ Aber wir halten es nicht für wahrscheinlich, daß alle mohammedanischen Krieger lauter Salabins gewesen und ohne alles Verlangen nach Beute nur aus Nächstenliebe gekämpft haben sollen. Es ist gewiß heilsam für die Christenheit, wenn sie zuweilen einen Blick auf die vielen tugendhaften Juden, Heiden und Türken wirft, die ihr freilich öfter in erbaulichen Weltgeschichten und Jugendschriften als im Leben begegnen, und voll Scham und Reue an ihre sündige Brust schlägt; allein in einer Weltgeschichte fürs Volk die Mohammedaner und die Christen einander gegenüberstellen wie Licht und Finsternis, das darf man eigentlich doch nur dann, wenn man den Mut hat, daraus die Folgerung zu ziehen, daß Mohammeds Lehre besser sei als die christliche, wenigstens als die christliche in ihrer mittelalterlichen Gestalt.

Die wörtlichen Entlehnungen mittelalterlicher Geschichtschreiber aus altrömischen Vorlagen, die sie als Muster der Darstellung studirten, nimmt Dittmar ungemein tragisch, indem er seinen Bericht darüber mit den Worten schließt: „So trägt die mittelalterliche Litteratur, soweit sie in den Händen der Geistlichkeit lag, in vielen Beziehungen das Gepräge der innern Unwahrheit und wissentlichen Täuschung. Von diesem Banne römisch-kirchlicher Bevormundung und Scheinbildung haben sich die Völker in der Zeit der Kreuzzüge [eben mit Hilfe der arabischen Bildung] befreit.“ Perz hat in der Einleitung zum Leben Karls des Großen von Einhard jene Schülerumfisse ebenfalls erwähnt, trotzdem aber Einhard und seine Leistungen sehr hoch gestellt. Denn eine bloße Schülerumfisse war es, wenn die altdeutschen Geschichtschreiber ihren unbeholfenen Aufsatzversuchen, um ein Stück glatt vorwärts zu kommen, einige tönende Phrasen aus Sueton oder Sallust wörtlich einverleibten. Heutige Schriftsteller thun ähnliches manchmal aus andern weniger unschuldigen Gründen. Von „römisch-kirchlicher Bevormundung“ aber bei dieser Sache (oder auch bei dem, was vorher über die Hochschulen gesagt worden ist) zu sprechen, ist geradezu komisch. Schwerlich hat auch nur ein einziger Papst Zeit gehabt, sich um die Bücher zu kümmern, die in Deutschland geschrieben wurden; wahrscheinlich hat in Rom niemand etwas von ihnen gewußt. Die damalige Bildung aber ist nicht an den Aufsatzübungen der Mönche zu messen, sondern an der Zahl der Morgen Acker, die alljährlich urbar gemacht, an den Häusern, die gebaut, an den gesellschaftlichen Ordnungen, die von Bürger- und Bauerschaften hergestellt, an den gewerblichen Erfindungen, die gemacht wurden. Auch der große Döllinger hat sich, nachdem er sein Vorurteil gegen Luther mit dem Vorurteil gegen den Papst vertauscht hatte, einmal hinreißen lassen, den abendländischen Christen einen Vorwurf daraus zu machen, daß sie das Studium des Griechischen vernachlässigt hätten. Es ist das ungefähr so, wie wenn man heute gegen einen Bauer diesen Vorwurf erhöhe; denn Bauer- und Handwerkerarbeit war die Hauptaufgabe des mittelalterlichen Christen. Sobald die wilde Erde einigermaßen gebändigt und das Gewerbe aus dem Größten heraus war, stellte sich ja auch die wissenschaftliche Thätigkeit ein. Und schließlich sind es nicht die Orientalen mit ihren größern Hilfsmitteln und ununterbrochenen Überlieferungen gewesen, die am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts Amerika entdeckt, die Buchdruckerkunst erfunden, die Astronomie vom Kopf auf die Füße gestellt und einen Bramante, Michel Angelo und Tizian hervorgebracht haben, sondern die abendländischen Christen. Indem so deren Kultur, obwohl jünger als die arabische und daher dieser für geleistete Hilfe zu Danke

verpflichtet, weit rascher fortschritt und sich zu ganz andern Höhen erhob, lieferte sie damit den Beweis für die Kraft und Gesundheit ihrer Wurzeln. Will man von Scheinbildung im Mittelalter sprechen, so kann diese Bezeichnung mit weit größerm Recht auf die Klügelien der spätern Scholastik und auf die Schönrednerei der Humanisten angewendet werden, als auf die ersten unbeholfenen, aber ehrlichen, ernsthaften und grundlegenden wissenschaftlichen und litterarischen Versuche der karolingischen, sächsischen, fränkischen und hohenstauffischen Zeit.

Es ist eine recht triviale Wahrheit, daß der zweite Schritt nicht vor dem ersten gethan werden kann, aber sie muß doch solchen Darstellungen gegenüber ausgesprochen werden, aus denen das Bedauern darüber herausklingt, daß die Ereignisse und Zustände von 1517 und 1870 nicht tausend Jahre früher eingetreten sind. Und, nebenbei bemerkt, was hätten wir Heutigen denn zu thun, wenn alles schon vor langer Zeit gethan worden wäre? Auch ist es eine falsche Vorstellung vom Bildungsfortschritt der abendländischen Völker, daß sie zuerst unter der Leitung Roms zurückgeschritten oder irre gegangen und erst nach einigen Jahrhunderten durch die Araber auf den rechten Weg gebracht worden seien, sondern sie sind mit ihrer Bildung, räumlich wie geistig, ungemein stetig, immer ein Bein vor's andre setzend fortgeschritten.

Als charakteristisch für die Überschätzung des mohammedanischen Wesens führen wir noch die Kleinigkeit an, daß der im Verkehr zwischen Morgen- und Abendlande damals gebräuchlichen Goldmünze, dem sarazenischen Byzantier, beinahe eine halbe Seite gewidmet ist, des Goldflorens aber, der damals dieselbe Rolle in Europa zu spielen anfing, wie in der heutigen Kulturwelt die Reichsmark, der Rubel und der Dollar, gar nicht gedacht wird. Den Satz: „In der Zeit der Staufer erreichte die Kultur des Mittelalters ihre höchste Entfaltung“ bekennen wir nicht zu verstehen. Hat der Verfasser bei dem Worte Kultur vielleicht nur an die deutsche Poesie gedacht, oder rechnet er die *Divina Commedia*, die Hochgothik, die Wachtentfaltung der Hanse und der Zünfte, die Blüte der Universitäten nicht mehr zum Mittelalter? Der Satz verrät, daß auch ein zweites Vorurteil noch nicht überwunden ist. Weil die beiden Friedrichs welterschütternde Kriege geführt und viel Stoff für dramatische Darstellungen geliefert, und weil sich die Ideen jener Zeit in klassischen deutschen Dichterverken krystallisirt haben, darum ist es üblich geworden, das Jahrhundert der Hohenstaufen als die Blütezeit der mittelalterlichen Kultur zu preisen. Die folgenden beiden Jahrhunderte haben weit mehr Blüten getragen und Früchte gezeitigt. Aber eben weil ihrer mehr und weil sie mannichfaltiger sind, lassen sie sich nicht so leicht darstellen, zumal da es bei dem Reichthum der Gestaltungen an einem Mittelpunkte fehlt, um den sie sich gruppieren ließen, an Helden, die als ihre Träger zu preisen wären. Die Kompendien-schreiber verzichten gewöhnlich auf die Bewältigung der schwierigen Aufgabe und fertigen das spätere Mittelalter mit Redensarten ab, wie daß es eine Zeit des Verfalls und der Auflösung gewesen sei oder etwa eine Übergangszeit, als ob nicht jeder Zeitpunkt den Übergang der Vergangenheit in die Zukunft bildete!

Ranke's Selbstbiographie und Briefe. In einem von Alfred Dove herausgegebenen stattlichen Doppelbände: Zur eignen Lebensgeschichte. Von Leopold von Ranke (Leipzig, Verlag von Duncker und Humblot) werden den zahlreichen Bewunderern des großen Historikers einige Diktate von ihm zu seiner Lebensgeschichte und eine Folge von ausgewählten Briefen, Tagebuchblättern, Entwürfen, Denkschriften und Eingaben, die als Beiträge zu seiner Biographie gelten

können, dargeboten. Es ist also keine vollständige, ausgeführte Lebensgeschichte, weder aus seiner eignen noch aus fremder Feder, sondern eine der gehaltreichen Materialiensammlungen, die man gegenwärtig gern an die Stelle von Autobiographien und Biographien setzt. Die wertvollsten Teile des Buches nach der Seite der Darstellung bilden die eignen Jugenderinnerungen Leopold Ranke's, die in den beiden Diktaten aus den Jahren 1863 und 1869 seine Knabenjahre, die Schul- und Universitätszeit und die Gymnasiallehrerjahre in Frankfurt a. d. D., soweit sie ausgeführt sind, in höchster Anschaulichkeit und sonst in Umrissen schildern, die Auseinandersetzungen über seine wissenschaftliche Entwicklung (in dem Diktat vom November 1885) und natürlich einige der Briefe, die, charakteristisch genug für vergangne Zustände, mit einem Briefe vom 4. August 1819 an einen (unbekannten) preußischen Regierungspräsidenten beginnen, worin Ranke Jahn, Arndt und die preußische Jugend gegen den Verdacht blutiger Geheimbündelei verteidigen muß. Die Jugenderinnerungen führen uns in die goldne Aue, eine jener Landschaften, die seit dem großen Reisefieber, das die Menschen ergriffen hat, wenig mehr besucht werden. Wie aus der Vergangenheit taucht in den Aufzeichnungen Ranke's das (damals) kursächsische Ackerstädtchen Wiehe mit seinen einfachen Verhältnissen empor, in denen sich doch für den empfänglichen Sinn eine Fülle mannichfaltigen Lebens barg. Der Geschichtschreiber sah auf eine Reihe von Vorfahren zurück, die als Juristen und Geistliche Lebenskreisen von bescheidenen Mitteln, aber hoher Bildung angehört hatten, eben den Lebenskreisen, denen unsre Sozialdemokratie noch ingrimmiger den Tod geschworen hat, als selbst den Kapitalisten, und deren Wohl und Wehe die neueste Staatsweisheit als das gleichgiltigste und untergeordnetste von der Welt ansieht. In den Jahrzehnten, in denen Ranke emporwuchs, die alte Schulpforte besuchte und auf der Leipziger Universität seine Studien begann, lagen die Dinge anders und glücklicher; auch durch seine Erinnerungen aus Frankfurt a. d. D., wo er „ziemlich jung und noch jugendlicher aussehend“ ein Gymnasiallehreramt antrat und zwischen 1818 und 1825 bekleidete, weht der Hauch einer Zeit, die der ernststen und Ernstes wollenden Individualität Raum zum Streben ließ, ohne sie zum Streber zu machen. In Frankfurt, wo er sein erstes Buch, die „Geschichten romanischer und germanischer Völker“ schrieb, entschied sich Ranke's Zukunft. In der dem Frankfurter Gymnasium hinterlassnen Westermanschen Bibliothek fand er „die trefflichsten Werke vor, die die Aussicht auf künftige Studien gaben, wie er sie zu machen wünschte. Denn darauf — schreibt er — war meine Seele hauptsächlich gerichtet, obwohl ich mein Amt, zu dem ich in Leipzig in dem philologisch-pädagogischen Seminar schon einigermaßen vorbereitet worden, zugleich wirklich als meinen vornehmsten Beruf ansah.“ Und nach seiner Berufung an die Berliner Universität im Jahre 1825 trat für den Historiker die eigne Geschichtsforschung und eigne Geschichtsdarstellung in den Vordergrund, auch wenn er seine Professur als seinen Hauptberuf angesehen hätte. Mit guter Selbsterkenntnis schrieb er seinem Bruder Heinrich im Februar und Mai 1827: „Den größten Reiz, wie du wohl weißt, und wie ich dir oft wiederhole, hat es für mich, den Gang der menschlichen Entwicklung, die Idee der Weltgeschichte aufzusuchen; dies ist freilich die schönste und merkwürdigste Geschichte, welche je geschah. Was hat mehr Wahrheit, was führt uns näher zur Erkenntnis des wesentlichen Seins: das Verfolgen spekulativer Gedanken oder das Ergreifen der Zustände der Menschheit, aus denen doch immer die uns eingeborne Sinnesweise lebendig heraustritt? Ich bin nun für das letzte, weil es dem Irrtum minder unterworfen ist. Freilich ist zu beklagen, daß unsre Historie so lauter Bruchstück — oft dunkel, oft ganz unbe-

kannt — ist. Indessen vieles wissen wir doch; andres läßt sich herstellen. Das Ganze läßt sich vielleicht in voller Wahrheit fassen.“ Und: „Oft dünkt mich, daß die Entzättelung gewisser Geheimnisse, das Anlichtbringen einer Sache, die verdunkelt ist, das einzige sei, worauf ich in diesem Leben zu hoffen habe.“ In dieser Zeit, zu Ausgang der zwanziger Jahre, empfand Ranke die vorzugsweise kritische Richtung seiner Forschung, den aristokratischen Grundzug seiner Darstellung, die beziehungsreiche und gelegentlich manierirte Knappheit seines Stils als eine Schranke, die er noch niederzureißen oder zu überwinden hoffte. „Eigentlich leiden — schrieb er in dem schon erwähnten Briefe an seinen Bruder Heinrich (vom 5. Mai 1827) — meine Sachen sehr an der Gelehrsamkeit. Sie sind unfähig, eine allgemeine und verbreitete Lektüre zu werden, und wer weiß, ob sie den lohnen, der sie genauer studirt. Ich hoffe noch einmal ein Werk zu schreiben, welches jedermann lesen kann, und welches doch die Fülle des geistigen Lebens der Geschichte enthält.“ Indes lernte der scharfsinnige und vornehme Historiker bald begreifen, daß keiner über seinen Schatten springt, und entschlug sich nun ebensowohl des Vorsatzes, ein vollstümliches Geschichtswerk zu schreiben, als auch der Besorgnis, daß seine großen Leistungen den nicht lohnen würden, der sie genauer studirt. Soviel wir aus den Briefen der spätern Jahre entnehmen können, stand er später, rastlos lernend, immer bereit, in sich aufzunehmen, aber mit festem und klarem Selbstgefühl inmitten der großen Studien und Schöpfungen, die von dem Buche über „Die römischen Päpste“ bis zu seiner „Weltgeschichte“ reichen. Er wußte, daß nur die historisch gebildeten, die mit den allgemeinen historischen Überlieferungen wohlvertraut, für die Kunst der Charakteristik, für den geistvollen Beziehungsreichtum, für die kühle Objektivität seines Urteils empfänglich waren, vollen Genuß und volle Belehrung aus seinen Werken schöpften, und beschied sich dabei.

Auch das, was als seine Lebensgeschichte hervortritt, hat eine merkwürdige Verwandtschaft mit dem Wesen und der Wirkung der Schriften Leopold von Ranke's. Für den Wissenden, der in der Geschichte der Zeit, der Wissenschaft, in den weiten und großen Lebensverhältnissen bewandert ist, in die Ranke in spätern Jahren ganz natürlich hineinwuchs, ist die Sammlung der Briefe (329), der einzelnen Tagebuchsblätter von geradezu unschätzbarem Werte. Mit Hilfe von tausend Dingen, die nicht in diesen Blättern stehen, läßt sich ein farbenleuchtendes Bild eines deutschen Gelehrtenlebens unser's Jahrhunderts im größten Stil und von der mächtigsten Wirksamkeit gewinnen. Aber ohne solche stille Ergänzung kann das Ganze doch nur einen zerstückten und unzureichenden Eindruck hinterlassen, und in diesem Sinne beklagen wir es, daß die von Ranke beabsichtigten Denkwürdigkeiten des eignen Lebens, „in denen sich zugleich der allgemeine Gang der Begebenheiten des neunzehnten Jahrhunderts als ein mitempfundenes Stück der universalhistorischen Bewegung wieder spiegeln sollte,“ nicht ausgeführt worden sind. Die pietätvolle und in ihrer Art vorzügliche Auswahl und Ordnung der vorliegenden Aufzeichnungen, Briefe und Tagebuchsblätter, für die dem Herausgeber der aufrichtigste Dank gebührt, kann wohl den Mangel einer vollständigen Lebensgeschichte minder fühlbar machen, aber nicht vollständig ausgleichen.

